als an den Ufern, lässt mich glauben, dass nichts so sehr zu der Verminderung dieser furchtbaren Landplage mitwirken werde, als die Ausrottung einzelner Waldstriche, wodurch dem Zuge der Winde Bahn gemacht würde.

Vor der westlichen Mündung des *Neamundá* bewegen sich die Gewässer in einem gewaltigen Wirbel, (*Caldeirâo*), der so gefährlich seyn soll, dass ihn alle Fahrzeuge gefliessentlich vermeiden, indem sie wieder auf das südliche Ufer des Amazonas übersetzen. Auch wir suchten daher, an der östlichen Mündung des *Neamundá* angelangt, das südliche Ufer des Stromes. Fast eine Viertelstunde lang mussten wir die gewaltige Strömung des Hauptcanales durchschneiden, dessen Wellen, so hoch als die in der Bai von Bahia, unser Fahrzeug auf eine beunruhigende Weise erschütterten. Es ist schwer, in diesem Haupt-Canale die Tiefe des Stromes zu messen, weil selbst ein bedeutend schweres Senkbley von der Gewalt der Wellen ergriffen wird; doch schien uns nach einigen Versuchen die Tiefe zwischen 70 und 80 Klafter zu betragen. Auf der Südseite angelangt, fanden wir die zerstreuten Cacaoplantagen von *Maracau-açu Tapera* (Ort der grossen Klapperbüchsen). Diese Pflanzungen entschädigen durch ihren fruchtbaren Boden keineswegs für die traurige Einsamkeit des Waldes. Hier war es, wo uns zum erstenmale eine grosse Onze erschreckte, der wir, Dr. Spix und ich, bei einem Spaziergange begegneten, welchen wir, während die Mannschaft kochte, in den dunklen Wald unternahmen. Das Thier war von ungewöhnlicher Grösse, und kam, wie es schien, vom Saufen am Ufer des Flusses zurück, indem es einigemale stehen blieb, um die benässte Schnauze mit der Vordertatze abzutrocknen. Wir waren kaum dreissig Schritte von ihm entfernt, und der seltne Anblick hemmte plötzlich unsere Schritte. Da nur Dr. Spix mit einer Vogelflinte bewaffnet war, so wussten wir dem Zufalle Dank, welcher das gefährliche Thier an uns vorbei in den Wald zurückführte, ohne dass wir von ihm bemerkt worden wären. Die Indianer erzählen viel von der Stärke des Jaguars (*Jauareté*), welcher sogar einen Lamantin von mehreren Zent-

nern Gewicht bei der Schnauze ergreifen und schwimmend an das Ufer ziehen, ja selbst im Kampfe mit dem Kaiman gewöhnlich Sieger bleiben soll. Auch hier, wie in den meisten Gegenden Brasiliens, ist die gefleckte Abart häufiger, als die einfärbige schwarze (*Tigre*, *Jaguareté pixuna*). Bisweilen kommen diese Thiere, von Hunger getrieben, sogar in die Ansiedlungen, wo sie jedoch den Menschen nur gereitzt, und dann den schwarzen oder färbigen furchtloser, als den weissen, angreifen.

Die Schifffahrt an der südlichen Küste des Continentes war langsam, weil der Wind gänzlich fehlte. Wir erreichten daher erst am 1. Oct. den Grenzposten (*Registo*) von *Parentim*, einige Hütten am Fusse eines etwa 200 Schuh hohen, mit dichter Urwaldung bedeckten Hügels, der gewissermaassen als ein natürlicher Grenzpunct zwischen den Provinzen von *Pará* und *Rio Negro* betrachtet werden kann. Der Gouverneur der letztern Provinz, erschreckt von dem Gerüchte einer bösartigen Blatterseuche, welche in der untern Provinz wüthe, hatte ein Detachement Militzsoldaten mit der Absicht hieher beordert, den Eintritt aller Reisenden in die obere Provinz einer strengen Controlle zu unterwerfen. Zwar waren wir, seit mehreren Wochen ohne Berührung mit den Bewohnern der Ufer, bei dem vollkommensten Gesundheitszustande der Equipage, überzeugt, dass wir keine Ansteckung mit uns führen könnten; jedoch durften die heilsamen Maassregeln der Gesundheitspolizei durch uns auf keine Weise verletzt werden. Auf der andern Seite konnten wir uns nicht zu einer vierzehntägigen Quarantaine in dieser einsamen Wildniss entschliessen, welche uns durch die Qual unzähliger Mosquiten, schon nach wenigen Stunden eine Hölle schien. Wir nahmen daher den Vorschlag des commandirenden Unteroffiziers an, auf einer, mit zehn hier anwesenden Indianern equipirten Canoa nach *Villa nova da Rainha* vorauszugehen, und unsere Mannschaft mit den beiden Fahrzeugen unter dem Befehle des uns begleitenden Sergeanten zurückzulassen, bis eine Erlaubniss der Weiterreise von dem Herrn Gouverneur in der *Fortaleza da Barra* eingeholt sey. Eine Schifffahrt

von sechs Stunden brachte uns in jene Villa, welche sich auf dem südlichen, zwanzig Fuss über das Gewässer erhabenen Ufer, eine halbe Legoa unterhalb der Mündung des *Furo de Abacaxis* oder *Rio Mauhé* im Amazonas befindet. Die Ortschaft besteht aus mehreren Reihen niedriger, zum Theil fensterloser, mit Palmblättern bedeckter Häuschen. Sie besitzt bei einer Bevölkerung von etwa 600 Seelen, des Namens ungeachtet, nur die Vorrechte eines Dorfes (*Lugar*). Ursprünglich ist durch die Mission der Jesuiten der Grund ihrer Bevölkerung mit dem Ueberreste der Indianer vom Stamme der *Topinambazes* gebildet worden, welche sich nach mancherlei Schicksalen und zuletzt von der Mission am See *Kaycurapa*, theils hierher, theils nach der Villa de Boim am Tapajôz gezogen hatten. (Ribeiro §. 17. ffl.) Sie heisst desshalb in der Lingua geral *Topinambarana* (oder *Tupinambarana*). (2.) Jene ersten Bewohner sind mit der übrigen indianischen oder halbeuropäischen Bevölkerung so sehr verschmolzen, dass nur eine grössere Leichtigkeit in der Behandlung der allgemeinen oder *Tupi*sprache als Merkmal der ehemaligen Abstammung zurückgeblieben ist. Ueberdiess sind jedoch während der letzten vier Jahrzehende neben jenen *Indios ladinos*, *nativos* oder *Kenicarûs* noch Familien von den Stämmen der *Paravelhanos*, *Mundrucús* und *Mauhés* hier aldeirt worden. Die Ortschaft stand damals in Blüthe, als sie der Stapelplatz der Reisenden war, welche vom Amazonas aus auf dem Madeiraflusse nach Matto Grosso oder von dort zurückfuhren; doch hat sich ihr Wohlstand und ihre Bevölkerung auch gegenwärtig wenig vermindert, indem besonders von ihr aus Handel mit den Indianern am *Rio Mauhé* getrieben, und die Nachbarschaft des an Producten so reichen Madeira fleissig benutzt wird. Von den *Mauhés* holen sowohl die Brasilianer, als die civilisirten Indianer desselben Stammes Nelkenzimmt, Salsaparilha, Cacao und vorzüglich das *Guaraná*, eine Drogue, deren Bereitung unter den *Mauhés* ganz vorzüglich verbreitet ist. Das *Guaraná* ist eine Paste von chocoladebrauner Farbe, wenig Geruch und beträchtlicher Härte. Es dient, fein gepulvert, mit Zucker und Wasser angemengt, als kühlendes magenstärkendes Getränke, und wird häufig gleich der Limonade blos des Wohlgeschmackes wegen, ausser-

dem aber vorzüglich gegen Diarrhöen, getrunken. Sein Gebrauch ist so weit verbreitet, dass es von *Topinambarana* aus durch das ganze Reich und sogar ausserhalb Brasilien, besonders in die Provinzen Mochos und Chiquitos, versendet wird. Ein gutmüthiger Indianer vom Stamme der *Mauhés* beschenkte mich mit mehreren Stücken des *Guaraná*, die er selbst bereitet hatte, und liess mich selbst Zeuge der Bereitung desselben seyn, welche ich, mit andern Nachrichten über diess merkwürdige Mittel, in die Anmerkung (3.) verweise.

Der Aufenthalt in der *Villa Nova da Rainha* ward uns in jeder Beziehung angenehm, vorzüglich durch die freundschaftliche Aufnahme des Commandanten, Sr. Elias de Seixas, an den wir von seinem Bruder, dem Hrn. Generalvicar von Pará, empfohlen worden waren. Die Villa hat, als östlichste Ortschaft der Provinz von *Rio Negro* eine Besatzung von einigen und zwanzig Soldaten, mit der Bestimmung, die benachbarten Indianer in Furcht zu halten, und die vorbeifahrenden Handelscanoas zu controlliren, deren Fracht angegeben werden muss. Vor dem Wachthause (*Quartel*) fanden wir zwei Canonen aufgepflanzt, die vorzüglich zu Salutationen bei Kirchenfesten gebraucht werden. Kleine Detachements der Soldaten begleiten bisweilen die Reisenden auf den Madeirafluss, oder zu den beiden grossen Indianerbevölkerungen von *Canomá* und *Mauhé*, deren Einwohner, *Mundrucús* und *Mauhés*, von zwei Missionären regiert werden, und zwar friedliche Gesinnungen gegen die sie besuchenden Handelsleute hegen, aber ihrer grossen Zahl wegen Vorsicht nöthig machen. Die Lage der Ortschaft ist äusserst angenehm. Von dem Hochufer überblickt man einen grossen Theil des Amazonas, der bis zur ersten Insel eine Legoa Breite hat, und sich von da nach N. in mehreren Canälen bis zu der *Villa de Faro* erstreckt, deren Entfernung zu sieben Legoas angegeben wird. Die Luft ist rein, der in diesen Gegenden verhältnissmässig weite Horizont klar und heiter; die Wärme wird fast täglich durch die erfrischende Viraçâo, welche den Strom heraufkommt, abgekühlt, und die Plage der Mosquiten ist nicht besonders fühlbar. Die nächsten Umgebungen sind mit Waldung

bedeckt, die, hie und da durch Waldschläge und Anbau gelichtet, in ein dichtes Buschwerk oder in freie Grasplätze übergegangen sind, worauf einiges Rindvieh weidet. Tiefer landeinwärts sollen ausgedehnte Wiesen, namentlich rings um die fischreichen Seen, vorkommen, welche von den Einwohnern während der trocknen Monate häufig besucht werden. Oestlich von der Villa liegt eine ansehnliche, der Regierung gehörige Pflanzung, mit einem Wohnhause, deren Benützung dem jemaligen Commandanten zusteht. Wir fanden daselbst lange Reihen von Goajavabäumen und am Abhange des Ufers, nahe am Strome, eine unglaublich reiche Pisangpflanzung (*Pacoval*). Hier, wie am ganzen Amazonas, pflanzt man vorzüglich die lange, eckige Pisang (*Pacoba*, *Musa paradisiaca*, *L.*); welche in Brasilien einheimisch ist, und von der kleineren runden (*Banana de S. Thomé*, *Musa sapientum*, *L.*) durch den Namen der *Banana da Terra* unterschieden wird. Die Frucht ist zwar minder süss, aber auch minder fade, indem sich in ihr ein eigenthümliches Aroma, besonders dann entwickelt, wenn sie an einem luftigen warmen Orte aufgehängt wird. Von den Indianern, welche allerlei Gerichte aus ihr zu bereiten verstehen, wird sie der anderen Art vorgezogen. Die Menge von Früchten, die selbst ein kleines, dichtgepflanztes *Pacoval* liefert, ist fast unglaublich. Es giebt Trauben mit zehn Früchten in einer Reihe (*Penca*), die achtzig Pfunde wiegen. Neben den Goajaven fanden wir einen grossen *Oassacú*, jenen verrufenen Giftbaum, mit dessen Milch die Indianer die Fische betäuben. Es ward beschlossen, selbst einen Versuch in diesem Fischfange zu machen, und sogleich fanden sich einige Indianer, die den Saft auffingen. Eine, in den untern Theil des Stammes gehauene, anderthalb Zoll tiefe Spalte, an welche ein dünnes Rohrstück befestigt wurde, lieferte in drei Stunden etwa zwei Flaschen eines fast geruchlosen Milchsaftes, der auf der Spitze der Zunge einen scharfen brennenden Geschmack und eine längere Zeit andauernde Röthe hervorbrachte. Er war von der Consistenz einer sehr fetten Milch, und hatte, als er etwa eine Stunde lang getragen worden war, auf dem Boden des Gefässes eine zähe käsartige Substanz abgesetzt. Wir begaben uns in den Wald, wohin mehrere Indianer

vorausgegangen waren, um einen fischreichen Graben einzudämmen, welcher dort in einen grösseren Igarapé einmündet. In dem letzteren fanden wir jene, aus einer Reihe, in dem Umriss einer Geige eingesteckten, Stäbe gebildete, eigenthümliche Art von Fischreussen (*Camboas*) angebracht, welche die Indianer in allen Theilen Brasiliens anlegen, um die, den den Fluss herabkommenden, Fische in den Windungen aufzuhalten. *) Der kleinere Bach war an seiner Mündung in den grösseren durch ein Wehr von Faschinen und Sand abgedämmt worden, und wir bemerkten bereits viele Fische in dem unteren Theile, welche mit Lebhaftigkeit umherschwammen. Nachdem das aufgestaute Gewässer überzutreten anfing, hieben die Indianer einen buschichten Uferbaum um, warfen ihn etwa hundert Schritte oberhalb der Mündung in den Bach, um den Fischen die Rückkehr zu erschweren, und gossen nun die Töpfe des Milchsaftes an mehreren Stellen über das Wasser aus. Die Vermischung ward durch Umrühren mit langen Stöcken befördert. Etwa zehn Minuten mochten verflossen seyn, als die zahlreichen Fische in eine allgemeine und immer lebhafter werdende Bewegung geriethen. Sie kamen häufig an die Oberfläche des Wassers, aus dem sie den Kopf hervorstreckten, schnalzten hin und her, und mehrere der grössten und stärksten sprangen so hoch aus dem Bache auf, dass sie zum Theil auf das Ufer herabfielen, andere befreiten sich, indem sie glücklich über das Wehr in den grösseren Bach entkamen. Diese Anstrengungen waren jedoch nur von kurzer Dauer; es trat eine allgemeine Stille ein, und die kleineren Fische kamen ohne Bewegung, die grösseren mit fortdauerndem aber schwächerem Schnalzen an die Oberfläche. Die Kiemendeckel waren weit geöffnet und die Thiere schienen ohne Bewusstseyn und Bewegungsfähigkeit zu seyn, indem sie sich von den, in den Bach wadenden Indianern mit den Händen fangen liessen. Bevor sie ganz regungslos, mit dem Bauche nach oben gekehrt, im Bache flottirten, kehrten sie sich gleichsam trunken von der einen auf die andere

---

*) Man vergl. Pr. v. Neuwied, Reise 4°. II. S. 90. Ich habe diese, wie die übrigen Arten des Fischfanges abgebildet und beschrieben in Spix et Agassiz Pisces brasilienses.

Seite. Auffallend war uns, dass alle, hier an's Ufer gebrachten Fische eine ausserordentliche Erweiterung der Pupille zeigten, ein Umstand, der, zugleich mit der chemischen Constitution des Milchsaftes, darauf schliessen lässt, dass die Vergiftung, wenn gleich vielleicht mit Störungen des Athmungsprocesses beginnend, sich doch durch eine Affection des Nervensystemes vollende. Die Fische wurden übrigens ohne Nachtheil gegessen. Die Indianer neigen sehr dahin, diese Art von Fisch-Fang allen andern vorzuziehen, wodurch sie oft grossen Schaden in Teichen und Bächen veranlassen. Die Regierung hat desshalb das Vergiften der Flüsse durch Verbote untersagt, welche jedoch wenig gehalten werden. Im *Yupurá* hatte ich Gelegenheit, noch anderen Arten des Fischfanges beizuwohnen, deren Princip dasselbe ist. Statt der giftigen Milch bediente man sich dort, wie es in vielen andern Gegenden Brasiliens üblich ist, der Ranken des *Timbó* (*Paullinia pinnata*, *Cururú*, *L. etc.*). Grosse Büschel derselben werden zwischen Holz oder Steinen zerquetscht, und dann von mehreren Kähnen, welche den See in mancherlei Richtungen durchkreuzen, an der Oberfläche des Wassers herumgeführt, worauf die Fische, von Schwindel ergriffen, aus dem Wasser hervorspringen, oder bewegungslos darauf hintreiben, bis sie von den Schützen, welche jenen Kähnen in anderen entgegenkommen, geschossen oder mit den Händen gefangen werden. Die einfachste aller Arten beobachtete ich an dem Bache *Jui*, einem Confluenten des Yupurá. Als dort meine Indianer bei gänzlichem Mangel der Provisionen auf den Fischfang hingewiesen waren, dämmten sie einen Theil des Baches ein, und peitschten das Wasser mit langen Stöcken, bis mehrere Fische betäubt und halb todt in ihre Hände fielen. Sie bedienten sich dazu mehrerer mir unbekannter blattloser Lianenstengel, und darunter auch der seltsam breit gedrückten, bandartig gewundenen Stämme der *Bauhinia gujanensis*, *Aubl.*

Der Aufenthalt in *Topinambarana* bereicherte uns mit mancherlei Anschauungen von dem Leben der Indianer, die wir unter der Leitung eines wohlwollenden Commandanten zutraulicher und friedlicher fanden,

als irgendwo sonst. Die Nähe der grossen Völkerstämme *Mundrucús* und *Mauhés* bringt Leben und Betriebsamkeit in das Oertchen, und verleiht den angesiedelten Indianern noch etwas von jener Lebensfrische ihres ursprünglichen Naturzustandes, welche in den meisten längere Zeit bestehenden Aldeas von Schläfrigkeit, Unlust und grösster Sittenlosigkeit verdrängt wird. Doch mussten wir auch hier mit Bedauern das Haupt-Laster der Indianer, ihre Trunkenheit, bemerken, wodurch der schönste Keim der Civilisation in diesen Ländern unterdrückt, und vielleicht auch die Entvölkerung befördert wird. Man würde Unrecht thun, wollte man die Trunksucht als lediglich durch die Europäer eingeführt betrachten. Die rothen Menschen kannten schon vor der Entdeckung America's berauschende Getränke, das *Pajauarú* aus sauer gewordenen Mandioccawurzeln, und das *Cajirí* aus den grossen Broden des Mandioccamehles (*Beijú*). In dem Zustande der Trunkenheit geht ihre ruhige und schweigsame Natur zu wildem Lärm und Geschrei über, und es fehlt dann nicht an Zank und Streit, der Blut fliessen macht. Wir hatten desshalb unseren, auf Erlaubniss des Commandanten zur Villa gekommenen, Leuten strenge verboten, nach Sonnenuntergang die Hütten der Indianer zu besuchen; aber es war schwer, sie von der lärmenden Lustbarkeit zurückzuhalten, welche sie aus den gastfreundlich geöffneten Hütten der Indianer beim Scheine des Mondes anlockte. Einer der Soldaten, ein Portugiese, mit dem wir bald aus gegründeteren Ursachen unzufrieden seyn sollten, konnte des Lobes der wild durchschwärmten Nächte kein Ende finden, und der wackere Sergeant äusserte mit Bedauern, dass man hier im Sertão die Lustigkeit, wenn auch nicht des Himmels, doch der Hölle, fände.

An den abgerissenen Ufern des Stromes konnten wir die früher gemachten Beobachtungen über die geognostischen Verhältnisse bestätigen. Wo wir derbes Gestein sahen, waren es Felsen eines violettbraunen, stark eisenschüssigen Sandsteines, der hier häufig in Tafeln geschichtet erschien. Hierauf findet sich röthlicher, weisser oder violett gebänderter feiner Thon (*Tabatinga*), welcher auch hier zum Anstreichen

der Häuser benützt wird, dann eine rothe schwere Thonerde, oder ein grauschwarzer Sand, und endlich schwarze Dammerde in einer Mächtigkeit von drei bis fünf Fuss. Als wir am 5. Oct. die Villa verliessen, fanden wir die Ufer schon weiter, bis auf eine Höhe von zwölf Fuss, entblösst, da der Strom seit einigen Tagen sich stärker zu entleeren begann. An solchen Stellen war der Sandstein hie und da vom Spiel des Gewässers corallen- oder schwammartig zerfressen, und nach dem verschiedenen Stande des Stromes wechselten Streifen des durchlöcherten Gesteines mit anderen, noch dichteren, ab. Die Sandinseln im Strome tauchten in grösserer Ausdehnung aus der Fluth auf; von nun an boten sie uns für jede Nacht Herberge, und überdiess ein erfreuliches Schauspiel, weil sie mit unzählichen Wasservögeln bedeckt waren, welche eben jetzt ihre Eier legten. Unsere Leute brachten ganze Körbe voll Eier, die sie unter lautem Geschreie der ängstlich umherfliegenden Möven (*Larus brasiliensis*) vom Sande aufgelesen hatten. Dieser Vogel legt zwei, denen unserer Kibitzen ähnliche, Eier. Auch Enten (*Anas uiduata*), Taucher (*Colymbus ludovicianus*), Reiher (*Ardea Egretta*) und bisweilen die gravitätischen *Magoaris* (*Ciconia americana*) belebten diese Inseln, welche sich nicht selten auf eine halbe Stunde und mehr in die Länge bei verhältnissmässiger Breite ausdehnen. Von zahlreicher Beute angelockt, steigen auch die Kaimans in grosser Anzahl auf die Ufer herauf. Wir sahen deren manchmal ganze Haufen mit halbgeöffnetem Rachen und blinzenden Augen liegen, der Annäherung des harmlosen Gefieders gewärtig. Der sandige Boden, worin wir abgerundete lydische Steine und Sanderz neben den gewöhnlichen Bestandtheilen des Flussandes bemerkten, ernährt nur wenige Pflanzen, vorzüglich die hellgrünen Gebüsche der *Salix Humboldtiana*, der *Hermesia castaneaefolia* und hie und da Gruppen der Jauarípalme (*Astrocaryum Jauarí*, *Mart. Palm. tab.* 52.). Sobald wir landeten, war das erste Geschäft, unsere Hangmatten zwischen jenen südlichen Weidenbäumen, welche durch ihren Namen uns noch theurer geworden waren, aufzuhängen. Wo sie zu tief im Lande standen, wurden Stämme derselben abgehauen, nächst dem Strande in die Erde gerammelt und die Hang-

matten der drei Freunde in einem Dreiecke daran befestigt. Die Indianer brachten alsbald zahlreiche Beute von Fischen herbei. Feuer verschafften sie sich entweder durch Reiben zweier Stäbe trocknen Cacao-Holzes, deren einer senkrecht auf dem andern in quirlender Bewegung herumgeführt wird, oder durch Stahl und Stein, indem sie die Funken auf ein trocknes, von Ameisen durchfressenes Holz fallen liessen, dessen zunderartige Lappen sie in einem Bambusrohre aufbewahren. Frische Fische wurden gekocht, oder auf einem Roste, der getrocknete Pirarucú aber auf die einfachste Weise gebraten, indem sie die Stücke auf Holz oder selbst im Sande um das Feuer herlegten. Das Mandioccamehl pflegten sie meistens, Jeder in einer eigenen Cuja, mit heissem Wasser anzubrühen. War das Mahl gehalten, wobei gewöhnlich wenig gesprochen wurde, und verhinderte die einbrechende Nacht, weiteres Umherstreifen auf der Insel, so suchte sich Jeder eine Schlafstätte auf, die er nach seinem Bedürfnisse einrichtete. Die wenigsten blieben auf dem Fahrzeuge zurück; meistens lagerten sie sich rings um das Feuer, gruben einen Theil des Körpers in den Sand ein, und spannten über den übrigen ihre wenigen Kleidungsstücke aus, um die Mosquiten und den Nachtthau abzuhalten, den sie Alle fürchteten. Wenn sie in der Nähe unseres Bivouac Palmen fanden, so hieben sie wohl einige nieder, um aus den kreisförmig in den Sand gesteckten Wedeln ein Blätterdach zu bilden. Zu diesem Zwecke ziehen sie die breiten Blätter der *Baxiuva* (*Iriartea exorhiza*, *M.*) allen andern vor. War das Lager unbequem, so hörten wir oft die ganze Nacht hindurch reden, bisweilen sogar scherzen und lachen, und fanden dessenungeachtet bei Anbruch des Tages die Mannschaft frisch und zum Ruderdienste aufgelegt. Um so länger schliefen sie dagegen an bequemen Orten, wo wir sie oft erst spät am Morgen auftreiben konnten. Bei aller Rohheit dieser Naturmenschen muss dennoch der europäische Reisende ihrer gutmüthigen Unverdrossenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Oft rührte mich die Betrachtung der harmlosen Einfalt dieser armen Menschen, welche, unwissend wohin, auf hunderte von Meilen einem ihnen ganz fremden Interesse folgten, und dabei von jedem Gedanken eines Erwerbes oder